

Eine Regimentstochter.

Eine amerikanische Geschichte von
Emma Weiß.

Der Major rief eine Ordinance herbei. „Einen Gruß an den Adjutanten und ich wünsche ihm zu sprechen,“ sagte er kurz zu dem Soldaten, der salutierend vor ihm stand. Der Fortkommandant fühlte das Bedürfnis nach Tröstung. Er hatte in seinem Horn ein Detachement Soldaten unter dem Kommando des Leutnants Coleman in der größten Stürme hinausgeschickt, um einen Deserteur einzufangen zu lassen. Der Gemeine Dorcas war in der vergangenen Nacht nicht nur ausgeritten, sondern hatte auch noch das Rennpferd der Tochter des Majors mit sich genommen. Den Major reute es jetzt, die Leute bei solch winterlichem Wetter auf eine beratige Expedition geschickt zu haben.

Als der Soldat beim Adjutanten ankam, war dieser gerade beschäftigt, seiner Frau das Abendessen bereiten zu lassen. Auf die Nachricht des Majors nahm er die weiße Küchenschürze ab und legte der Frau Adjutant die Bereitung einer guten Sauce an's Herz. Dann wartete er durch den tiefen Schnee über den Exerzierplatz nach der Kommandantur.

„Glauben Sie, es wird wieder Sturm geben?“ fragte ihn der Major in der Hoffnung, der Adjutant möchte doch mildes Frühlingswetter prophezeien.

„Ja,“ antwortete der Adjutant, über die braunen Wälder der Stallungen in die weiße Prarie hinausblühend.

„Und was meinen Sie, wird aus unseren Leuten geworden sein?“

„Nichts Gutes,“ meinte der Adjutant.

Der Major besah das Barometer und seufzte schwer. Das Quecksilber war tief gefallen.

„Ich hoffe nur, Coleman wird vernünftig genug sein und mit den Leuten umkehren,“ sagte der alte Krieger, von dem Adjutanten wieder Tröstung erwartend. Dieser aber hielt es nicht für wahrscheinlich, denn er hatte von Leutnant Coleman keine besonders hohe Meinung.

„Vielleicht folgt er dem Rathe des Korporals,“ meinte der Major, sich selbst beruhigend.

„Ich glaube es kaum,“ versetzte der Adjutant und ging wieder nach Hause zu seiner Frau.

Der Major wandte sich, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er im Zweifel war, an den Sergeanten Mite Hooles. Beide dienten schon zusammen, als der Major noch ein bartloser Leutnant war und Mite ein junger Sprinzinsfeld. Nach kurzer Beratung übernahm es der alte Sergeant selbst, Leutnant Coleman den Befehl des Majors zur Rückkehr nach dem Fort zu überbringen. Am nächsten Morgen schwang er sich auf sein Pferd und machte sich auf den Weg.

Indessen war Leutnant Coleman selbst schon einige Stunden nach seinem Abmarsch zu dem Entschluß gekommen, mit seinen halberfahrenen Leuten nach dem Fort zurückzukehren. Auf dem Rückmarsch hatte er den Wald durchstreift und Hooles entdeckt, der die alte Fährstraße entlang ritt. Als der Sergeant einige Meilen zurückgelegt hatte, brach plötzlich ein heftiger Schneesturm los, der sich aber gegen Nachmittag wieder legte. Da bemerkte Hooles einige Meilen vor ihm einen einsamen Reitersmann. Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt in leichtem Paß hinter ihm her. Aber dieser hatte seinen Verfolger ebenfalls bemerkt und beschleunigte den Gang seines Pferdes.

„Das ist zweifellos Dorcas, unser Deserteur,“ dachte sich Hooles. „Nur schnell hinter ihm her.“ Das geflohene Pferd schien sich sehr enträtelt zu sein, der Deserteur zerrte es an den Zügeln und bearbeitete es mit den Sporen, doch es humpelte nur noch mühsam vorwärts.

Der Wald, in den Dorcas zu flüchten beabsichtigte, war noch Meilen von ihm entfernt und Hooles war ihm schon nahe auf den Fersen. Da brach plötzlich ein fürchterliches Schneegestöber los, das einen dichten Schleier zwischen die zwei Reiter zog, so daß einer den Anderen nicht mehr sehen konnte. Dorcas schwenkte mit seinem Pferde etwas seitwärts ab und verzog sich in einem vom Schnee verwehten Graben. Er sprang aus dem Sattel und zog seinen geladenen Revolver aus der Tasche. Dann hobte er sich lauernd hinter das Bohn, welches ihm im Falle eines Knüttelkampfes als Schutzwehr dienen sollte. Seine vor Kälte erstarrten Finger waren aber kaum mehr fähig, die Waffe zu halten. Er lehnte sich zitternd an das müde Thier und wartete mit Bangen. Von der Straße war infolge des Sturmes nichts mehr zu sehen und die Minuten unter in seinem Verstecke schienen ihm wie Stunden. Nach seiner Reiberechnung konnte sein Verfolger schon längst an ihm vorüber sein: er wollte er hinter dem Pferde hervortreten, um zu spähen, als er plötzlich hinter sich das Knirschen des gefrorenen Schnees vernahm. Er wandte sich mit flüchtiger Hast um und feuerte, ohne sich auch nur zu bedenken, seine Pistole ab.

Da stolperte ein kleines, struppiges Bohn zu ihm heran. Auf seinem Rücken war ein dickes Pelzbündel aufgebunden, aus dem nichts als ein paar große, blaue Rinderaugen herausguckten. Die Füßchen des kleinen Geschöpfes waren mit zerkleberten Binden fest an den Leib des Pferdes geschnürt. Dorcas trat näher und das

verflümmerte Thier versank vor ihm langsam in die Kniee. Er versuchte, es durch Stoßen und Krühen in die Höhe zu bringen, aber es half nichts, die Kugel war ihm in die Brust gedrungen und das Blut tröpfelte aus der tiefen Wunde. Dorcas versuchte eiligst die Binden von dem Kindes Füßchen zu lösen, aber er konnte es mit seinen erstarrten Fingern kaum fertig bringen. Nach vieler Mühe war es ihm doch gelungen und er wollte den kleinen Reiter vom Pferde heben. Da plötzlich wurde ihm das Kind gewaltsam aus den Händen gerissen. Hooles, der sich mit seinem Pferde unbemerkt genähert hatte, sah ruhig im Sattel, das kleine Pelzbündel in seiner Rechten haltend. Der überraschte Deserteur stand wie angewurzelt da und blickte dem Sergeanten herausfordernd in die Augen. Hooles stieg vom Pferde und stellte das Kind sanft auf den Boden.

„Ah, heute nicht in Uniform?“ sagte er spöttisch zu Dorcas und besah sich dabei des Deserteurs zerrissene Cowboy-Kleidung. Bei dem Klang seiner Stimme fing das kleine, hilflose Wesen, das zwischen beiden stand, laut zu weinen an. Des Kindes Stimme schien das rauhe Getöse des Sergeanten zu rühren.

„Warum beruhigst Du es nicht?“ fragte er Dorcas gereizt.

„Warum beruhigst Du es denn nicht selbst?“ erwiderte Dorcas, der nicht wollte, was mit dem kleinen Geschöpfchen anfangen zu müssen.

„Keine Widerrede. Komm' herbei und nimm das Kind und — und beruhig es. Aber ein bisschen rasch, sonst —.“ Hooles kommandierte, als ob es galt, eine Reihe Soldaten zu drillen. Dorcas gehorchte.

Das Kind schmeigte sich vertrauensvoll in des jungen Reiters starke Arme und Dorcas' Gesicht röthete sich sichtlich vor Freude. Endlich war das kleine Wesen zum Stillstehen gebracht und wurde mit seinen großen blauen Augen zu den Soldaten auf. Die beiden Männer stiegen ein gleichzeitiges, vernünftiges „Ah!“ aus. Auf ihrem einsamen Prärieort hatten sie noch nie ein so reizendes Gesichtchen zu sehen bekommen.

„Ich möchte doch wissen, ob es ein Mädchen ist,“ sagte Dorcas leiser. Hooles guckte neugierig in das Bündel, als ob er eine amtliche Nachricht daraus entnehmen wollte. Er guckte verständlich, aber erwiderte nichts.

„Soll ich das Häubchen ein wenig zurückziehen, vielleicht können wir es da sehen?“ fragte Dorcas mit großer Kühnheit.

„Gut, thue es,“ brummte Hooles, seine große Neugierde verbergend.

Dorcas schob mit zitternden Fingern die Haube zurück und nahm die beide Hände von dem Kindes Kinn und Mund. Ein süßes, kleines Köpfchen, von goldbraunen Locken umrahmt, erhob sich freundlich lächelnd zu ihnen.

„Wie heißt Du denn?“ fragte Dorcas schüchtern.

„Nora,“ antwortete die Kleine. „Und wie alt bist Du denn?“

„Vier Jahr. Oh, es friert mich,“ sagte sie zitternd und fing wieder zu weinen an.

„Dorcas, die junge Dame friert,“ sagte Hooles im gebieterischen Tone. Dorcas zog schnell wieder das Häubchen in des Kindes Gesicht und wartete auf weiteren Befehl.

„Was sollen wir mit ihr nur anfangen?“ fragte Dorcas nach einer Weile.

„Wir anfangen?“ schraubte Hooles, der wieder die Würde eines alten Sergeanten annehmen wollte. „Ich, Mite Hooles, Sergeant der Kavallerie der Vereinigten Staaten, werde thun, was ich für gut finde, ohne den Einspruch irgend eines Anderen zu dulden.“

Dorcas verstand.

„Besteige mein Pferd,“ befahl Hooles und hob das Kind in Dorcas' Arme, dann schwang er sich selbst auf das gestohlene, müde Bohn und beide machten sich auf den Weg, um den Spuren von Nora's todtem Pferde zurück zu folgen. Ein wilder Wind leuchtete plötzlich aus Dorcas' Augen. Sein Pferd bestieg die Sporen einzulegen und über die Ebene hinweg nach dem Walde zu und dann an die Küste zu fliehen, würde ihm vielleicht die Freiheit wiedergeben. Jetzt wäre der geeignete Augenblick dazu. Hooles würde ihm mit dem müden Bohn doch nicht folgen können. Aber während er so darüber nachdachte, fiel sein Blick auf das in seinen Armen ruhende Pelzbündel, und das beschloß die Gedanken wieder aus seinem Kopfe.

So ritten die beiden Männer eine Zeit lang stillschweigend durch den tiefen Schnee, bis endlich Hooles wieder begann:

„Warum bist Du denn eigentlich ausgeritten?“

„Weil ich mich elend fühlte,“ erwiderte Dorcas mit einem Blick, der weitere Erklärungen überflüssig machte.

„Neber Soldat hat das Weiche mitgemacht und kämpft mit dem trostlosen, ewigen Einerlei des Lebens in den einsamen Prärieorten gerade so wie Du. Auch mir ist es nicht besser ergangen,“ sagte Hooles vorwurfsvoll. „Ich rathe Dir nur, wenn Du je wieder so fühlen solltest, nicht das beste Pferd aus dem Stalle zu nehmen, um einfach Deine Launen zu befriedigen.“

Dorcas ließ den Kopf hängen und erwiderte nichts. Sie sprachen auch den ganzen Nachmittag kein Wort mehr über seine Flücht und verfolgten die Spuren des todtten Bohn wieder. Da aber mit einmalem waren diese wie ausgewischt, es war nicht mehr

das mindeste Zeichen eines Pferdehufes zu sehen.

„Ich glaube, die junge Dame muß irgendwo von daher kommen,“ sagte Hooles, verzweifelt um sich blickend.

„Wie schrecklich wäre es, diese Nacht im Sturme zubringen zu müssen,“ sagte Dorcas, auf das schlafende Bündel in seinen Armen deutend.

„Sie muß unbedingt jemandem hier herum gehören,“ sagte Hooles. „Vielleicht sucht man auch nach ihr. Komm, wir kehren lieber um und halten uns an die Fährstraße, bevor die Nacht hereinbricht.“ Sie schwenkten links ab und kamen nach kurzem Ritt an eine ungewöhnlich große Schneeverwehung. Die Pferde bäumten sich und wollten nicht weiter, bis endlich Hooles abstieg und sich dem Haufen näherte. Den Schnee ein wenig wegräumend, entdeckte er ein Wagenrad und allmählich kam ein alter, mit weißer Leinwand überpannter Präriewagen zum Vorschein.

„Das ist Papas Wagen!“ rief Nora, die durch das Sprechen der beiden Männer noch geworben war.

„Deines Papas Wagen?“ erwiderte Hooles, sich zu ihr wendend, „ja, aber wo ist er denn?“ Das Ende der Rede war ein bedeutungsvoller Blick auf Dorcas.

„Er band mich auf Nellie's Rücken und ich meinte und Papa meinte auch, bis Nellie mit mir davonlief. Oh, ich bin so weit geritten und es war mir so kalt. Ich friere auch jetzt noch sehr.“

„Willst Du zu meinem Papa?“ schrie sie, sich gegen ihn wendend.

„Dorcas,“ sagte Hooles schnell, „ich glaube, es ist besser, Du reitest mit der Kleinen ein wenig spazieren. Ich will den Wagen untersuchen.“ Dorcas gehorchte und Hooles stieg in den Wagen.

„Es ist nutzlos, noch weiter herumzuführen: ich glaube bestimmt, das kleine Mädchen stammt aus diesem Wagen.“

„Ich möchte meinen Papa,“ begann Nora von Neuem bitterlich weinend.

„Mein Kind, der ist nicht hier!“

„Wo ist er denn?“

„Der ist weit fortgegangen und wird für lange Zeit nicht wiederkommen.“ Hooles warf bei diesen Worten wieder einen verstaubten Blick auf Dorcas.

„Ich wollte, wir könnten die letzten Pflichten noch erfüllen,“ sagte er nachdenkend, „etwas muß gethan werden.“

„Der Boden ist viel zu hart, um ein Grab zu graben,“ meinte Dorcas.

„Ich, ich glaube auch.“

„Lass' uns die ganze Geschichte verbrennen, es wird sicher etwas Heu drinnen sein.“

„Ja, Heu und die Habseligkeiten eines alten Goldsuchers,“ sagte Hooles. „Aber verbrennen wollen wir es nicht. Ueberlassen wir es lieber dem Schnee.“

„Und so thaten sie es auch und ritten weiter.“

Aber kaum waren sie eine Weile unterwegs, da brach der Sturm wieder los und peitschte ihnen den Schnee mittelstlos ins Gesicht. Sie konnten einander kaum sehen und hören. Die Pferde stemmten die Köpfe und suchten sich langsam ihren Weg.

„Reiche mir das Halfter her, es hängt an meinem Sattel, wir verlieren einander sonst!“ schrie Hooles.

Seine Stimme drang nur in gebrochenen Worten zu Dorcas' Ohren. Dieser reichte ihm mit vieler Mühe das Ende des Seiles und Hooles band es an seinen Sattelschnopf.

„Wir — gehen zurück — Wagen!“ hörte Dorcas rufen und das Bohn machte kehrt, das Truppenpferd mit sich ziehend. Nach langem Kampfe mit dem Sturm kamen sie endlich zum Wagen zurück. Keiner wollte in das Innere steigen wegen dem, der leblos und steif unter dem Leinwandlag. Hooles stieg vom Pferde und half auch Dorcas mit dem Kinde aus dem Sattel. Er löste die Gurten von den Pferden und warf die Sättel unter den Wagen. Dann sah er traurig nach seinem treuen Begleiter in so vielen Kämpfen gegen die Indianer und nach der Sattellecke, die vielleicht des Thieres Leben retten würde. Nach schwerem Kampfe mit sich selbst aber nahm er sie doch vom Pferde und breitete sie unter dem Wagen aus. Die Pferde überließ er ihrem Schicksale.

Nun kauerten sich die beiden Männer hinter eines der großen Wagenräder und schmeigten sich, in die Decke eingehüllt, dicht aneinander. Nora, deren Gesichtchen vor Kälte ganz blau geworden war, lag erschöpft vom vielen Schreien zwischen den zwei Soldaten. Endlich schlief sie ein, während der Sturm um den Wagen tobte und heulte. Die Pferde hielten sich dicht aneinander gedrängt bei dem Wagen und stampften die ganze Nacht unruhig den Boden. Hooles neigte sich eine Weile an und Dorcas neigte sich über das schlafende Bohn, um sich von Hooles Feuer zu holen.

So brachten sie rauchend eine lange Zeit in tödlichem Stillstehen zu. Nora schlief sehr unruhig. Sie war mit dem Kopfe gegen Hooles gefallen und dieser öffnete seinen Rod, um mit einer Brustseite desselben ihr Gesichtchen zu bedecken. Dann legte er seinen Arm über ihre kleinen Schultern, um sie zu erwärmen.

Dorcas beobachtete ihn eifrig: Hooles hob von Zeit zu Zeit seinen Rod vorläufig von der Kleinen schlafenden Gesicht, um nach ihr zu sehen. Dann plötzlich fuhr er ganz erschrocken zurück und wurde leichenblau.

„Guter Gott!“ rief er aus, „sie friert

ja zu Tode!“ Dorcas rief den Rod bestig in die Höhe und konnte nun ebenfalls die Zeichen des Frostes auf dem garten Fleische sehen. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er eine Hand voll Schnee und rieb damit des Kindes Gesichtchen ein. Die Kleine wachte schreiend auf und versuchte ihn davon abzuhalten. Dorcas zog die Hände beschämt zurück.

„Nur zu, reiß' noch mehr,“ sagte Hooles, die Hände des Kindes festhaltend, und Dorcas fing von Neuem zu reiben an.

„Oh, laß ihn das nicht mehr thun!“ bat die Kleine, sich an Hooles klammernd.

Dorcas warf den Schnee weg und vertrocknete sich mit thränenden Augen unter seine Decke.

„Komm nur her! Du mußt!“ sagte Hooles mit aufeinander gepreßten Lippen. Aber Dorcas that, als ob er ihn nicht hörte.

„Komm her, sage ich Dir!“ wiederholte Hooles in scharfem Tone.

„Ich thue es nicht mehr!“

„Du kommst sofort her und zwar schnell!“ bonierte der alte Sergeant, „ich befehle es Dir!“

„Befehle oder nicht, ich thue es nicht mehr,“ erwiderte Dorcas und blieb unter seiner Decke.

Endlich sagte Hooles selbst den Muth und hob eine Hand voll Schnee auf.

„Oh mein Gott,“ sagte er, „ich kann nicht mehr,“ als die Kleine jammern seine Hände unklammernde. Der rauhe, alte Reitersmann blinnte fragend durch die Dunkelheit nach Dorcas. Aber dieser lag schluchzend vor ihm, das Gesicht in seine Hände vergraben.

Hooles verstand diese Antwort und griff nach einer anderen Hand voll Schnee.

Nach einer Weile war es geschehen. Er bedeckte das kleine Gesichtchen mit seiner Halsbinde und fand dann erschöpft zurück.

Aber mit einem Male drang seine Stimme verzweifelt durch die Dunkelheit.

„Dorcas!“ rief er, „sie schläft ein, und wenn sie diese Nacht schläft, wird sie überhaupt nicht wieder erwachen.“

„Rüttle sie doch ein wenig,“ sagte Dorcas erschrocken.

„Ich habe es ja schon gethan, Gott steh mir bei! Ich habe sie fast geschlagen, aber es nützt nichts, sie will die Augen kaum mehr öffnen.“

Dorcas holte ein paar feste Rüge aus seiner Tasche und reichte sie dem Sergeanten. „Hier leae ihr allüberhand wische auf,“ sagte er. Der alte Soldat schrauberte bei diesen Worten zurück.

„Du roher Gefelle,“ sagte er. „Das wird sie sicher aufwecken,“ erwiderte Dorcas einfach.

„Mach' Du es,“ sagte Hooles, ihm am Rode lassend und wie ein Kind bittend, „ich habe das andere gethan.“

„D, ich bin nicht Mann genug dazu,“ sagte Dorcas, sich löschend.

„Ich will Dir gerne fünf Dollars dafür geben; ich will sie Dir sofort geben,“ stieß Hooles in verzweifeltstem Tone.

„Nein; ich will nicht, ich kann nicht!“

„Und wenn ich Dir hundert Dollars gebe?“

„Scher' Dich zum Teufel mit dem Gelde, ich will kein Geld,“ rief Dorcas entrüstet.

„Dann, Dorcas, willst Du es wirklich nicht thun? Auch nicht für mich, den alten Hooles?“

„Hooles,“ sagte der Deserteur in feierlichem Tone, „bevor ich es thue, will ich mich lieber erschießen; und wenn Du mich noch weiter damit auslällst, mache ich meinem Leben ein Ende.“ Hooles sank verzweifelt zurück.

„Dann reiche mir Deine Pfeife,“ sagte er hierauf.

„Zu spät, es nützt nichts mehr,“ sagte er mit hoffnungsloser Gebärde bei, „sie rührt sich kaum mehr.“

Dorcas trock nun auf allen Beinen herbei.

„Ich will nach dem Fort reiten und Hilfe holen,“ sagte er kurz und entschlossen.

„Wenig, Du wirst den Sturm nicht überleben,“ warnte Hooles. Aber Dorcas reichte Hooles stillschweigend die Hand zum Abschied.

„Du bist wirklich ein tapferer Bursche,“ sagte dieser, ihm die Hand herzlich drückend. Der andere bestieg sein Pferd und verschwand in der Dunkelheit.

Es war, als hätte Gott für den Reiter dem Sturm geboten. Endlich war Dorcas nach langem Ritt vor dem Wachhause des Forts und fiel dort erschöpft vom Pferde.

Es dauerte nicht lange, so jagten der Major und der Arzt in einer von vier raschen Pferden gezogenen Ambulanz zu Hooles.

Die Kleine hatte sich wieder erholt, aber der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf als die Ordnonnagen den alten Hooles in den Wagen hoben.

Der Arme hatte seinen Ueberrod ausgezogen, um Nora damit zu schützen und sich dadurch selbst der artemischen Kälte ausgesetzt. Steif und bemühtlos hatten sie ihn unter dem Wagen liegend gefunden. Indessen dem Fortsarzt gelang es doch, das Leben des alten Sergeanten zu retten.

Auch Dorcas gesundete wieder und kam für sein Aussehen nicht allzu schlecht davon. Nora aber entfaltete sich mit der Zeit zu Hooles' Freude zu einer blühenden Rose. Ein Jahresfrist später sprach ganz Washington von ihrer Schönheit und man nannte sie nur die schöne Regimentstochter. Sie war stolz darauf, in einem Militärsort in den Prärien erzogen worden zu sein. Die Zeitungen sprachen von ihr als der Adoptivtochter einer vornehmen Offiziersfamilie und müßige Leute nannten sie exzentrisch, weil sie stets ihr Haar im Nacken trug, selbst als es gar nicht mehr Mode war. Sie wußten nicht, daß sie damit eine Reihe kleine Narben verborgen hielt, die ihr eine Soldatenpfeife eingebrannt hatte.

ter einer vornehmen Offiziersfamilie und müßige Leute nannten sie exzentrisch, weil sie stets ihr Haar im Nacken trug, selbst als es gar nicht mehr Mode war. Sie wußten nicht, daß sie damit eine Reihe kleine Narben verborgen hielt, die ihr eine Soldatenpfeife eingebrannt hatte.

Pech.

Von Franz Warnow.

Karl Anton Stips hat sehr gut gespeist: Lusitane a la Montauban, Seezunge, Hammelrücken mit jungen Erbsen, Poularde. Und die Mahlzeit hat Karl Anton Stips mit zwei Flaschen 1893er Lagrange begossen. Jetzt, im Alttheil des Eisenbahnwagens, bildet den Schluß der Genüsse die sehr feine und sehr theure Flor de Mariposa, deren bläulicher Rauch den engen Raum durchdringt.

Stips hat in Hamburg ein ganz ausgezeichnetes Geschäft abgeschlossen. Er befindet sich auf der Heimreise. Er berechnet den Gewinn auf ungefähr vierzigtausend Mark. Damit kann man sich schon etwas zu gute thun! Und Stips ist nie ein Kostverächter gewesen. Im Gegentheil. Er hat von jeher einen sehr hohen Werth auf die kluge Pflege seiner sterblichen Hülle gelegt. Das sieht man ihm an: die joviale Fülle des Körpers zeigt unternehmbar einen hohen Grad geistigen und körperlichen Behagens, der Zufriedenheit mit dem Ich.

Allein, ganz allein hat Karl Anton Stips in Hamburg gespeist, und ganz allein befindet er sich jetzt in dem Alttheil erster Klasse. In wichtigen Augenblicken des Lebens liebt Stips die Einsamkeit. Er pflegt nach berühmten Mustern zu sagen: „Allein mit mir selbst bin ich in der allerbesten Gesellschaft.“ Er liebt es zugleich, in solchen Augenblicken zu grübeln, zu philosophiren. Karl Anton ist kein Alltagsmensch: zielbewußt gräbt und jagt er nach Schätzen, um sie seinen Weltverbesserungsplänen gelegentlich dienlich zu machen.

„Ah, das ist fatal! Das ist ja dumm!“ An einer kleinen Station steigt ein Reisender ein, Stips hüllt sich in den Rauch seiner Mariposa und nimmt die Zeitung zur Hand, um zu zeigen, daß er keine Unterhaltung wünsche. Er beachtet den Reisefahrten weiter nicht und überläßt sich nun völlig seinen heute überaus blumigen und sonnerigen Phantasien.

Endlich liest Karl Anton wirklich in der Zeitung: Politisches, Literarisches, Theater, Locales, Klatsch und zuletzt einen Steckbrief. Ein Mörder wird gesucht, ein Mörder, der ein altes Ehepaar auf raffinirte Weise ermordet und beraubt hat, ein Mörder, der in seinem äußeren Auftreten als feiner und eleganter Mann von ungewöhnlicher Häßlichkeit in dem Steckbrief geschildert wird.

Alles in dieser Welt hat ein Ende. Auch eine Mariposa. Der duftende Rauch verzieht sich, und Karl Anton Stips fühlt jene leichte Annäherung von Pessimismus, die mit dem Ende einer Rente von Genüssen verknüpft zu sein pflegt. Stips wirft einen Blick auf seinen Reisefahrten. Und nun durchquält ihn jäh etwas wie Schreden: Die sollte der Mensch da bei in dem Steckbrief geschilderte Mensch sein?! Alles stimmt: die Eleganz der Kleidung, die Häßlichkeit der Züge und so weiter und so weiter! Karl Anton prüft und prüft. Es ist in der That auffällig! Ja, es ist kein Zweifel mehr: der Kerl muß der Verbrecher sein. Karl Anton nimmt die Zeitung wieder zur Hand und sucht die gewohnte Ruhe und Kaltblütigkeit wiederzugewinnen. Und das gelingt ihm auch.

Tosend und klappernd rast der Schnellzug dahin. Städte und Dörfer, Wälder und Felder fliegen vorüber. Und da plötzlich fragte der Reisefahrte: Verzeihen Sie, mein Herr, sind Sie vielleicht in Mühlstadt bekannt?

Stips ist erschrocken. Mühlstadt ist ja sein Wohnort. Er wird verwirrt. Mühlstadt — Mühlstadt? Ja — oh ja — sehr gut.

Kennen Sie dort vielleicht eine Familie Stips? fragte der Unheimliche weiter.

Karl Anton hält die Zeitung so, daß sein Gesicht vollständig gedeckt ist.

Stips? Stips? Ja — gewiß — wie so?

Ich bin, erklärt der Unheimliche, der Bruder der Frau Stips.

Der Bruder meiner Frau? will Karl Anton erst recht ausrufen, aber er beherrscht sich rechtzeitig und schweigt.

Der Unheimliche fährt fort: Als sehr junger Mensch habe ich mich von meiner Familie getrennt und bin nach Canada ausgewandert. Darüber sind mehr als zwanzig Jahre vergangen. Inzwischen bin ich meinen Angehörigen hier in Deutschland völlig entfremdet. Jede Verbindung mit ihnen hat aufgehört. Nun führen mich plötzlich äußerst wichtige geschäftliche Angelegenheiten nach Deutschland, hier in diese Gegend. Und bei dieser Gelegenheit drängt sich mir ebenso plötzlich der Wunsch auf, die Meinigen wiederzusehen, die wenigen, die noch am Leben sind.

Ein Grußeln befällt Karl Anton Stips. Ja, ja, er hat gelegentlich einmal von dem ungeliebten, verschollenen, verlorenen, verlorenen Bruder seiner Frau gehört! Entsetzlicher Zufall, der ihn so mit dem Menschen zusammenführt! Stips beherrscht sich von Neuem und fragt mit leiblicher Ruhe: Und Sie wollen die Familie Stips in Mühlstadt besuchen?

Ja, das ist meine Absicht. Ich möchte die Schwester gern einmal wiedersehen. Ich habe viel von ihr gehalten. Ich möchte auch wohl den Schwager und die Kinder kennen lernen.

Karl Anton Stips befindet sich in peinlicher, tödtlicher Verlegenheit. Unmöglich! Ganz unmöglich! Er kann sich nicht zu erkennen geben! Er kann den Menschen nicht in sein Haus führen. Es würde ihn das vor aller Welt unsterblich blamiren! Er erinnert sich jetzt ganz genau, daß der verschollene Schwager ihm einmal als ganzlich verdorben, etwas ganz Ungeheuerliches geschilbert ward. Unmöglich! Ganz unmöglich! Und wenn er nun der gesuchte Verbrecher wäre! Ja, er war es! Ohne Zweifel, er war es! Alles stimmt, die seine Kleidung, die abschreckende Häßlichkeit! Karl Anton machte wieder eine Gewaltanstrengung und sagte dann in kühlem Tone: Die ganze Familie Stips ist auf einige Zeit abwesend von ihrem Wohnort. Die ganze Familie ist in der Schweiz. Wo, das weiß ich nicht. Aber sie wird wohl kaum vor zwei, drei Monaten zurückkehren.

„Ach! ruft der Fremde mit sichtlichem Bedauern, das ist ja schade! Das ist ja jammervoll! Und er vertritt in tiefem Nachdenken. Plötzlich erklärt er: So werde ich die Fahrt nach Mühlstadt aufgeben. Ich werde auf der nächsten Station aussteigen und nach Berlin weiterreisen.“

Stips fällt ein Stein vom Herzen. Und er atmet erleichtert auf, als der Unheimliche auf der nächsten Station sich wirklich verabschiedet und den Zug verläßt. Und Karl Anton giebt sich selbst das heilige Versprechen, seiner Frau nie — nie, unter keinen Umständen — das Gerüchte von dem aufregenden Zusammentreffen zu verrathen.

Ein Jahr hernach bringen die Zeitungen lange Nekrologien über den in Canada verstorbenen Millionär Propple. Aus seinem Testament ginge, so berichten sie, hervor, daß er vergeblich eine Annäherung an die Seinen in der alten Heimath versucht habe. Und so habe er sein Vermögen von fünf Millionen Pfd. Sterling milden Stiftungen in Quebec und Montreal vermachet.

Der verkannte Dichter.

Kürzlich feierte der schwäbische Bauerndichter Christian Wagner in Warmbronn seinen 70. Geburtstag. Die ihm aus nah und fern zahlreich zugegangenen Glückwünsche, sowie die tags darauf veranstaltete Feier bewiesen, daß der Dichter überall Freunde gewonnen hat. Folgendes heitere Geschichtchen, das Wagner selbst im Freundeskreise zum Besten gab, wird gewiß manchen interessieren. Der greise Dichter, der heute noch ein rüstiger Wanderer ist, begab sich vor drei Jahren zu Fuß in die Gegend von Böblingen. Er hatte damals seine — jetzt bereits veröffentlichte — Ballade „Die Schlacht bei Böblingen“ in Arbeit und hoffte, dort noch irgend eine im Volksmund lebende Sage, die sich auf die Schlacht bezöge, zu erfahren. Zu diesem Zweck fragte er überall nach den ältesten Leuten und wurde so auch in ein kleines Stübchen gewiesen. Er bestellte — um sich gut einzuführen — einen Schoppen Wein. Als der Wirth, ein eisgrauer Alter, das Gemüthsgeflecht vorsetzte, begann der Bauerndichter mit seinen Fragen. Diese mußten dem Wirth, dem der Zwed des Verhörs unbekannt war, ganz sonderbar vorgekommen sein. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, zog er den noch unberührten Schoppen vor dem Gast weg und sagte: „Alter, Ihr hent scho genug für heut!“

„Verbrennbar.“

Ein witziges Wort von Jules Verne macht gegenwärtig die Runde durch die Pariser Presse. Wie alljährlich im Sommer veranstalten die französischen Blätter jezt Umfragen über alles und noch einiges. So will ein Blatt von „herorragenden“ Rauchern und Nichtrauchern hören, ob der Tabak schädlich wirkt oder nicht. Dieses Frage ist schon vor mehreren Jahren von einer Zeitung aufgeworfen, und unter den eingelaufenen Antworten befand sich folgendes Schreiben von Jules Verne:

„Sie haben die Güte, mich nach meiner Ansicht über den Tabak zu fragen; zu meinem Bedauern kann ich darüber keine Auskunft geben, da ich in dieser Angelegenheit inkompetent bin: ich rauche nämlich seit zwanzig Jahren nur Cigarren der französischen Regie!“

Um dieses Zeit etwa ver kündete der Humorist Alphonse Allais der erlauchten Welt, daß er ein Mittel gefunden habe, unverbrennbare Bühnendekorationen herzustellen: man brauche dazu nur die Zündhölzchen der französischen Regie zu verwenden, — die brennen nämlich nie!

Tarum.

„Warum wolltest Du, Deine Frau wäre eine Konzertfängerin?“

„Weil sie dann nur säuge, wenn sie's bezahlt bekäme!“